

tiv teilhat. In diesem Sinne verstand er unser Fach als eine diagnostische und therapeutische Disziplin und hat mit einschlägigen Ratschlägen an Regierende wie Bürger vor allem in Zeitungsartikeln nicht hinter dem Berg gehalten. Für ihn hatten politikwissenschaftliche Bemühungen diesem aristotelischen Verständnis zufolge nicht nur eine empirisch-analytische, sondern auch eine normative Dimension.

Die Mehrzahl seiner politikwissenschaftlichen Kollegen hat Wilhelm Hennis mit seinem Festhalten am Geist der aristotelischen Auffassung von der Politik und ihrer Lehre als eine „hoffnungslos altmodische“ Figur (Jürgen Habermas) eingeschätzt. Antiquiert klangen nicht nur sein Verständnis der Politikwissenschaft als einer „Gesundheitslehre“ und das von ihm propagierte Berufsverständnis des Politikwissenschaftler als eines „Arztes“, sondern auch die zentralen Begriffe seines politischen Denkens: Gemeinwohl, Tugend, Weisheit der Herrscher und Bürgersinn. Hennis war völlig immun gegen die häufigen Wechsel in den methodisch-theoretischen Ansätzen und den immer neuen Begrifflichkeiten der Politikwissenschaft als einer „modernen Sozialwissenschaft“, spießte mit Vergnügen das präventöse Gehebe der neumodischen Erscheinungen auf. Doch daraus zu schließen, er sei „altmodisch“ gewesen, verkennt die Grundannahme seiner Politiklehre. Hennis strebte nicht die Restauration vergangener wissenschaftsgeschichtlicher Epochen an, sondern bezog sich auf die Lehren der Klassiker unseres Faches als Aussagen von überzeitlicher Gültigkeit. Dieses Grundverständnis wird überdeutlich in dem Interview, das Hennis mit seinem Biographen *Stephan Schlak* führte und mit dem der Sammelband abgeschlos-

sen wird: Es trägt die Überschrift „Die existentielle Dimension des Politischen“.

Die bundesdeutsche Politikwissenschaft und Wilhelm Hennis haben sich nach langen Jahrzehnten des Streites noch miteinander ausgesöhnt: Auf dem Kieler Jahreskongress ehrte ihn die DVPW 2009 für sein Lebenswerk mit dem Theodor-Eschenburg-Preis. Der vorliegende Sammelband, der nun kurz nach seinem Tod erschien, ist kein Denkmal, das eine Hennis-Schule – die es nicht gibt, er hätte es sich verbeten – ihrem Meister errichtet hat. Er ist ein Nachdenk-Mal, ein Anstoß zum Nachdenken über das Grundverständnis unserer politikwissenschaftlichen Arbeit. Schön wäre, wenn ihm eine wohlfeile Veröffentlichung der wichtigsten Arbeiten von Wilhelm Hennis folgen würde.

*Wilhelm Bleek*

Blatter, Joachim, und Markus Haverland. *Designing Case Studies. Explanatory Approaches in Small-N Research*. Houndmills. Palgrave Macmillan 2012. 280 Seiten. 57,50 £.

Die Nützlichkeit von Fallstudien ist in der Politikwissenschaft kaum mehr umstritten. Ihre Erstellung erfordert jedoch die Berücksichtigung vieler Faktoren. Oft tun sich nicht nur Studierende und Promovierende, sondern auch geübte Forscherinnen und Forscher schwer, ein fruchtbringendes Fallstudien-Design zu entwickeln. Inzwischen existiert eine breite und bisweilen unübersichtliche Debatte darüber, was in Bezug auf Fallstudien methodologisch erlaubt ist und durch welche Vorgehensweise wie viel oder überhaupt etwas erklärt werden kann. Ähnlich ver-

hält es sich mit der Frage, welche Techniken geeignet sind, kausale Zusammenhänge festzustellen. Entsprechend vielgestaltig sind die Ratschläge in den Methodenlehrbüchern darüber, wie Fallstudien in der Forschung eingesetzt werden sollen.

*Joachim Blatter* und *Markus Haverland* nehmen diese unterschiedlichen Ansichten in ihrem Buch „Designing Case Studies“ zum Ausgangspunkt. Ihr vorrangiges Anliegen ist es, die methodologische Debatte zum Fallstudien-design zu systematisieren und kohärente Stränge herauszuarbeiten. Sie stellen mit der „co-variational analysis“ (COV), dem „causal-process tracing“ (CPT) und der „congruence analysis“ (CON) drei Ansätze vor, die von deutlich unterschiedlichen Grundverständnissen darüber ausgehen, was mit der Verwendung von Fallstudien an Erkenntnissen gewonnen werden soll und kann. Diese Ansätze unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der thematisierten Forschungsziele und -fragen, sondern auch in Bezug auf ihre epistemologischen Grundannahmen und die korrespondierenden methodologischen Konzepte. Die Autoren stellen zwar Affinitäten zwischen den Grundannahmen positivistischer Wissenschaftsverständnisse (Kritischer Rationalismus) und der Kovarianz-Analyse, zwischen Kritischem Realismus und Process Tracing, sowie zwischen Kritischer Theorie und Kongruenz-Ansatz fest. Eine vollständige Deckungsgleichheit zwischen den jeweiligen Wissenschaftsverständnissen und Fallstudien-Ansätzen sehen sie allerdings nicht.

Die „epistemologischen Schulen“ werden nur kurz abgehandelt. Es geht *Blatter* und *Haverland* weniger um Grundprobleme der Wissenschaftsphilosophie als um praktische Fragen bei der Ent-

wicklung solcher Fallstudiendesigns, über die „Erklärungen“ gewonnen werden können. Sie reklamieren für sich einen „middle ground“, nennen ihren Zugang in Kapitel 1.3 (9-15) selbst „nicht-fundamentalistisch“ und „pluralistisch“. Empirische Evidenz ermöglicht ihnen zufolge Entscheidungen darüber zu treffen, ob bestimmte Konzepte und Theorien zum Verständnis der sozialen Welt beitragen können oder nicht.

Im Hauptteil des Buches gehen die Autoren umfassend auf die Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen sowie die Fallstricke der drei Ansätze COV, CPT und CON ein. Ihnen gelingt es vorbildlich, die komplexe Thematik zu strukturieren. Mit großer Sorgfalt legen sie Grundlagen des Denkens und logische Voraussetzungen der Ansätze dar, arbeiten heraus, welcher der drei sich jeweils für welche Fragestellung eignet und widmen dem praktischen „Wie stellt man es an?“ und dem „Was muss dabei beachtet werden?“ breiten Raum. Immer wieder ziehen sie Beispiele aus der Literatur heran, um ihre Ausführungen zu illustrieren. Die Autoren haben überdies die Notwendigkeit der exakten Verwendung von Begriffen stets im Blick. Sie haben dabei keine Scheu, von der gängigen Terminologie abzuweichen und Begriffe neu zu setzen. So weisen sie etwa darauf hin, dass es sinnvoller ist, von „variable-scoring observations“ zu reden als von „data set observations“ (23).

Mit der Kongruenzanalyse (CON) stellen *Blatter* und *Haverland* einen eigenen Fallstudien-Ansatz vor. Im Kern handelt es sich um eine ausdifferenzierte Variante des „Theorietests“. Geprüft wird hier die Kongruenz zwischen Hypothesen, die aus (konkurrierenden) Theorien abgeleitet werden und tat-

sächlichen Beobachtungen. Zwar leugnen die Autoren gewisse Ähnlichkeiten mit dem „causal-process tracing“ nicht, legen aber die Eigenständigkeit ihres Ansatzes, was Forschungsfragen und -ziele, Kriterien für die Fallauswahl, relevante Daten, Datenanalyse und kausale Inferenz sowie die Generalisierbarkeit der Ergebnisse angeht, plausibel dar. Praktische Fragen und Probleme des Forschungsdesigns werden im Kapitel zum CON-Ansatz besonders ausführlich angegangen; hier versuchen die Autoren verständlicherweise, die meiste Überzeugungsarbeit zu leisten.

Wie ernst sie es mit ihrem „nicht-fundamentalistischen“ Zugang zur Fallstudienmethodik meinen, zeigen *Blatter* und *Haverland* im letzten Kapitel ihres Buches, in dem sie mögliche Synthesen zwischen den drei Ansätzen aufzeigen. Sie tun dies dankenswerterweise wiederum anhand ausführlicher Anwendungsbeispiele.

Trotz der Bemühungen der Autoren um Systematik und Verständlichkeit ist das Buch doch keine einfache Lektüre. Es ist sorgfältig gemacht, gut durchdacht und verspricht großen Nutzen für alle, die sich ernsthaft mit der Erstellung von Fallstudien auseinandersetzen wollen. Auch wenn die Autoren sich dies wünschen, ist es aber eher kein Lehrbuch für Anfänger, sondern ein Ratgeber für bereits erfahrene und methodenbewusste Forscherinnen und Forscher, der komplexe Sachverhalte klärt. Nebenbei werden zudem die Dinge zurechtgerückt: Genauigkeit im Denken ist gefragt, aber kein methodologischer Rigorismus. Methoden sind kein Selbstzweck, sie sollen Forscherinnen und Forscher nicht in eine Zwangsjacke stecken, sondern bei der Beantwortung ihrer Forschungsfragen helfen. Dabei ist oftmals Kreativität ge-

fragt und sind Kombinationen unterschiedlicher Elemente aus den drei Ansätzen erlaubt. Ebenso sind Kombinationen aus Fallstudien und large-N studies (statistische Analysen) sowie medium-N studies (Qualitative Comparative Analysis) berechtigt, wenn sie wissenschaftlichen Ertrag versprechen und dazu beitragen können, die interne und externe Validität wissenschaftlicher Erklärungen zu verbessern.

*Martin Kahl*